

Corona kommt. Wir bleiben

Ein kleines Essay im Fach Soziologie

Petra Tummoszeit

Als ich mit 17 Jahren Goethes Wahlverwandtschaften las, stand hell und klar meine Zukunftsvision vor mir: So stellte ich mir Familie vor. Hinter mir lagen eine Kindheit und Jugend in einer sauerländischen Kleinstadt, mit Schwester und Eltern im Eigenheim und den Großeltern ein paar Kilometer entfernt. Der Vater hatte als Kind im Bombenfall Kühe gehütet, die Bauern aus der Nachbarschaft ersetzend, die an der Front einem Vaterland dienten. Die Mutter war mit verhungender Schwester und Mutter aus dem Osten geflohen gekommen, fremd nun und wartend auf den endlich von der Wehrmacht entlassenen Vater. Mein despotischer Großvater hatte sein verlorenes Herrenmenschentum sodann an der kleinen Elke wieder belebt, die die Traumata von Krieg und Kindheit mit den Reinlichkeitsidealen der 50er und 60er Jahre verwob und Haus und Garten umso intensiver pflegte je mehr sie die von der Gesellschaft als dazugehörig verlangten Kinder vernachlässigte. Der seine Frau allzu verehrende Ehemann – mein uns Kinder liebender aber hilfloser Vater - schaffte als Alleinverdiener das nötige Fundament einer christlich-konservativen Familie. Früh mit rebellischem Geist ausgestattet, träumte ich mich bald in die Welt von Winnetou und Franz von Assisi fort, übersprang die dritte Klasse der Grundschule und fand mich allein und recht einsam auf dem örtlichen Gymnasium wieder, wo rasch Intelligenz nicht mehr ausreichte, sondern Fleiß und Disziplin gefordert waren, was mir recht spät auffiel und nur schwer gelang. Meine durchgängig großartigen Deutsch- und Religionslehrer und meine früh entdeckte Liebe zum Lesen, Laufen und zur Musik prägten, ja retteten mich. Die Familie verlangte bis zum Abitur ein hohes Maß an physischer Teilnahme, bot aber weder Rat noch Hilfe noch Geborgenheit. Wir Kinder hatten daneben zu sitzen, ganz nach dem alten Motto wonach man Kinder sehen aber nicht hören dürfe, bei uns wurde es gelebt. Schlimmer wog das Desinteresse an den Dingen, die mich bewegten, eine fortwährende Lächerlichmachung und Ablehnung. Priorität hatte der Erhalt des Status als funktionierende Familie, und tatsächlich dachten wohl auch alle Bekannten meiner Eltern in Nachbarschaft und evangelischer Gemeinde, dass es ganz prima bei uns sei. Die Verwerfungen zwischen meinen Eltern, ausgelöst vor allem durch die permanente Unzufriedenheit meiner Mutter auch und vor allem über die ungeliebte und aufoktroierte Rolle als Hausfrau und Mutter, blieben von außen unsichtbar, Trennung unter der äußeren christlichen Fassade unaussprechlich. Was blieb, war Drama und Show. „Was sollen denn da die Leute sagen“ und „Was in der Familie passiert, bleibt auch in der Familie“ hießen unsere Grundwerte. Weinend saß folgerichtig meine Mutter am Küchentisch, sorgenvoll von meinem Vater gestreichelt, wenn ich spätabends aus dem wilden Kleinstadtleben nach Hause kam. „Was habe ich nur falsch gemacht?“ war ihr durch und durch böser Vorwurf an mich, und wir wussten wohl alle die Antwort.

Aber dann: Goethe! Die Verwandtschaft wählen können! Frei sein! Den eigenen Weg finden und gehen - Christian Morgensterns Worte vom gefundenen Pfad wässerten das wüste Land meines Herzens. Schwierigkeiten nicht fürchten, liebend gerne auch Opfer bringen, aber nun endlich für das Wahre, Gute, Schöne!

Und so führte mein Weg nach dem Abitur in eine noch kleinere Stadt, nach Alfter bei Bonn, wie auf den Schildern zu lesen stand, und hinauf auf den Berg in die Freie Kunsthochschule, wo ich mein Studium der Eurythmie aufnahm und fand, was ich suchte: Familie im Kreis der Alanus Hochschule, im Luna-Kurs, benannt so durch den Eurythmiekurs des Vorjahres, der seinen Namen wiederum vom Jahrgang davor bekommen hatte: Korona. Nicht viele werden sofort diese Assoziation gehabt haben, als im Februar 2020 die ersten Meldungen aus China in die Welt tröpfelten und von einem neuen Virus raunten.

Mit Beginn des Studiums lockerten sich die Beziehungen zu meiner Herkunftsfamilie rasch, schon mein erstes Weihnachtsfest erlebte ich in Alfter als das eigentliche, richtige. Das Sauerland war weit weg obschon nur 80 Kilometer entfernt. In der Anthroposophie fand ich die so sehr ersehnte Heimat, den Erklärungsgrund der Welt und des Lebens. Wie sich da eins zum anderen fügte, spürte ich tiefe Geborgenheit und Sicherheit. Erkenntnis höherer Welten, das war doch genau das wonach ich schon immer gesucht hatte! Und ich machte meine Sache, die Eurythmie gut! Ich wurde geschätzt, gelobt, gemocht. „Ich und du sind Wir!“ Eine der ersten Übungen in der Lauteurythmie fällt mir wieder ein. Allein, nach einem glücklichen Jahr tat ich den nächsten Schritt heraus aus meinem protestantischen Elternhaus. Ich besuchte die sonntägliche Menschenweihehandlung, den Gottesdienst der anthroposophisch inspirierten Christengemeinschaft – und floh mit Schrecken. Mein Jesus der dort beschworene „Christus in mir“? Der Zweifel war gesät und fand rasch Nahrung. Was mir eben noch vollkommen sinnvoll und logisch erschienen war, stürzte zusammen wie ein Kartenhaus. Ich suchte erneut und fand erneut. Und brach mit der Anthroposophie und der Eurythmie und begann mein Studium der evangelischen Theologie in Bonn. Und lernte nach einem Gottesdienst meinen Mann kennen. Wir wurden Teil der weltweiten christlichen Familie, mit Schwestern und Brüdern, die sich manchmal auch so nannten und in Kommunitäten zusammen lebten und füreinander da waren und Verantwortung, Schutz und Liebe gewählt hatten, weil ein anderer sie erwählt hatte, der Bruder und Vater zugleich war und den wir Gott und Jesus nannten, und eine Mutter Maria gab es auch. Heute, mehr als drei Jahrzehnte später, fällt mir auf, dass es diese Form von Familie nicht hineingeschafft hat in die soziologische Fachliteratur. Kein Wort hier von den Freund*innen Jesu, die ihm Schwestern und Brüder wurden, kein Gedanke darüber, dass es in den Schriften des Alten und Neuen Testaments doch eigentlich kaum je um Freundschaft geht, sondern dass der und die Nächste zum Familienmitglied wird und so eine unüberbietbare Nähe erreicht. In unserer jüdisch und christlich geprägten Welt ist der Gedanke an den väterlichen Gott und die mütterliche Kirche und die Geschwister in der ganzen Welt kaum je noch außerhalb der Kirch- und Gemeindesäle zu finden. Kein Wunder vielleicht angesichts der Grausamkeiten und des Missbrauchs, die von Patern und Klosterabbés begangen wurden. Aber auch in historischen Rückblicken geht die Soziologie wohl darüber hinweg.

Schnell und entschlossen heirateten wir und sahen unsere Zukunft als Pfarrfamilie mit vier Jungs, irgendeinem hübschen Klischee entlehnt, einer sinnstiftenden Phantasie. Und tatsächlich wurden wir eine Pfarrfamilie mit drei Jungs und einem Mädchen, wenn auch schneller als gedacht, was in den 1990er Jahren in Westdeutschland noch bedeutete: ich verschob mein Examen auf unbestimmte Zeit und war mit den Kindern zu Hause, denn Kindergartenplätze gab es frühestens für 3-4 jährige und in der Regel nur halbtags, und bei vier Kindern verlängerte sich automatisch die Zahl an Jahren mit Kleinkindern deutlich. Den Kindern all das zu geben, was ich (und mein Mann ähnlich in seiner Herkunftsfamilie) so schmerzlich entbehrt hatte, war Glück, Freude und Anstrengung, Erfolg und Misserfolg zugleich. Wir als Kleinfamilie waren weitgehend auf uns selbst gestellt; meine Schwester war ohne großes Interesse an uns und mit ihrem Beruf beschäftigt, die Großeltern stillten ihr Bedürfnis nach Enkeln viermal im Jahr mit Besuchen zu Kaffee und Kuchen. Hilfe und Unterstützung hätten wir schon auch gerne gehabt, fragten aber erfolglos danach. Unsere Ideale von der christlichen Familie weltweit erwiesen sich als idealistisch und als im Konkreten wenig tragfähig. Aber miteinander ging es uns gut. Wir zogen aus beruflichen Gründen einige Male um, das zerstörte viele freundschaftliche Bindungen und warf uns umso mehr aufeinander. Wir ließen den Kindern viele Freiheiten, wir erfüllten die Muster von nachgiebiger Mutter und strengem Vater, und unsere Kinder kamen trotzdem klar. Wir Eltern hatten klare Wertvorstellungen, nicht verwunderlich angesichts des väterlichen Berufs. Dazu gehörte, den Kindern nichts aufzuzwingen. Wir begleiteten sie lieber ungezählte Male zu Musik und Sport, froren am Rand von Footballspielen, schwitzten in Aulen beim Geigenvorspiel, warteten in Kirchen auf den Beginn eines Chorkonzerts. Wir wanderten mit Hund an jedem Sonntag, und bis lange in die Pubertät und zum Teil auch währenddessen waren wir dabei alle zusammen. Untereinander waren sich die Kindern sehr nahe und spinnefeind zugleich. Sie machten über Jahre den gleichen Sport und nahmen aneinander Anteil, sie gingen sich aus dem

Weg, sie beschwerten sich böse übereinander, gingen auf verschiedene und gleiche Schulen und hatten nie gemeinsame Freund*innen. Sie lasen Schopenhauer und Bibel und gar nicht, wählten links und grün. Lange Zeit fuhren sie mit uns in den Urlaub, zum Zelten auf Naturismus-Plätze, einsam gelegen und meist in Südfrankreich. Sie waren sich ähnlich und grundverschieden und so sind sie noch immer. Wir Eltern durchlebten alles gemeinsam, und als das jüngste Kind mit dem Abitur in der Tasche nach Australien aufbrach wussten wir ganz sicher, dass eine neue Ära angebrochen war und dass wir einen neuen Aufbruch wagen wollten, ja mussten. Aus der Groß-Kernfamilie war ein Paar mit erwachsenen Kindern geworden, Wir hörten den Ruf der Freiheit und Ungebundenheit und zogen nach Berlin. Aus sechs Familienmitgliedern waren längst acht geworden. Wir wohnen nun in vier verschiedenen Städten verteilt in ganz Deutschland, treffen uns zu Weihnachten und dann auch mit meiner Mutter (mein Vater starb 2018) und meiner Schwester und Mann. Wir haben einen Great-family-Whatsapp-Chat mit allen Kindern und Partnerinnen und eine Home-Gruppe der vier Menschen, die noch am längsten zusammen gewohnt haben. Wir teilen immer noch fast alles miteinander, stemmen gemeinsam Umzüge, schicken Dinge und Waren aller Art längs durch die Republik, haben Krisen und Streit und vor 3 Jahren hat einer mal die FDP gewählt. Wir lesen nicht die gleichen Bücher, aber die gleiche Tageszeitung. Wir wissen, wo in Deutschland die politische Landkarte blau ist und dass da niemand von uns wohnen möchte. Wir verdienen sehr viel und sehr wenig Geld und wollen noch immer auf jeden Fall einen Job mit Sinn auch für andere machen. Wir gehen in die Kirche und nicht mal mehr zu Weihnachten, wir tragen einen Davidsstern um den Hals und machen Yoga. Vier leben vegan. Niemand interessiert sich für schnelle Autos. Wir unterstützen Patenkinder mit Plan international. Einer von uns fliegt in den Urlaub. Die Berliner*innen sind Mitglieder in der LPG. Die anderen kaufen nur manchmal Bio. Wir finden uns seltsam und komisch und wundervoll und lustig. Wenn wir Angst haben und Not, finden wir Halt bei unseren Partner*innen und bei den Eltern, Kindern, Geschwistern. Wir teilen. Wir teilen auch so viele Erinnerungen, Erlebnisse aus guten und schlechteren Tagen, gemeinsame Geschichte und Geschichten. Neue, nur noch von einzelnen erlebte, sind dazu gekommen, nicht alle kennen wir noch. Aber wir fühlen, wissen und sagen: Wir sind noch immer Wir. Seit einiger Zeit gehören zu unsrem Kosmos auch die Oma und die Tante, meine Mutter und meine Schwester mit ihrem zweiten Ehemann dazu, wieder dazu vielleicht. Alle sorgen sich um eine 82jährige, die das Haus ihres Lebens im Sauerland nicht verlassen will, es nicht ihren betagten Bekannten gleichtun mag, die längst zu Kindern und Kindeskindern gezogen sind.

Erst Ende Februar taucht in unseren Chats der Virus auf. Ach, er schien so weit weg. Aber am 29.2. konnten wir ihn nicht mehr ignorieren: die FIBO Messe in Köln wurde abgesagt, die wir in der Vergangenheit mehrfach und zum Teil gemeinsam besucht hatten. Ab dann ging es Schlag auf Schlag, mehrfach täglich berichteten wir uns wechselseitig von neuen Erkenntnissen, Absagen, Einschränkungen, Verboten. Angst umeinander haben wir wohl nicht wirklich, fühlen wir uns doch alle mehr oder weniger fit und gewappnet. Die Oma wird jetzt öfter angerufen, Internet und Handy hat sie ja nicht, aber Asthma und chronische Bronchitis, nun bleibt sie lieber ganz zu Hause. Zu Hause bleiben jetzt auch die beiden studierenden Kinder, Unis zu, Bibliotheken zu, Praktika abgesagt. Als am 18.3. auch die Geschäfte, die diesen Kindern die Studienfinanzierung sichern, schließen, rücken wir noch enger zusammen. Der Sohn kommt aus Bochum und bleibt, die Tochter, auch in Berlin lebend, verbringt die Tage bei uns. Die Home-Gruppe ist wieder vereint. Alles fühlt sich an wie früher, nur mit noch mehr gemeinsam und getrennt Erlebtem. Als ein anderer Sohn in Kurzarbeit geschickt wird, nötigen wir ihm das Versprechen ab, finanzielle Hilfe von uns sofort bei Bedarf anzufordern. Die studierenden Kinder brauchen ohnehin nun wieder auch unser Geld.

Von meiner Schule werde ich mit Arbeitsaufträgen eingedeckt, freiwillig ist die Aufgabe zu bearbeiten, was Corona mit meiner Familie macht, was uns stärkt, was uns belastet. Ich frage meine Kinder beim gemeinsamen Laufen: was ist denn eigentlich für euch Familie? Wer gehört dazu? Warum? Wen fragt ihr um Rat und Hilfe? Ich erzähle von 3 möglichen Zugangsweisen: ehezentriert, kindzentriert, auf Kontinuität angelegte gelebte Solidarbeziehung. Stand jetzt ist für sie ihre Herkunftsfamilie DIE Familie. Vielleicht, sagt die Tochter, auch noch Eva, eine Freundin. Mit einer offenen,

nicht-traditionellen Definition können sie nichts anfangen. Wenn die Hütte brennt und die Sorgen groß, wenden sie sich an die Eltern, die Geschwister, in medizinischen Fragen an die Tante, die Ärztin ist. Sie fühlen sich sicher sagen sie. Sie können sich auf uns verlassen. Sie wollen unser Geld nur im Notfall. Sie fühlen sich nicht genötigt. Sie sind nicht grundlegend verunsichert. Aber Pläne für den Sommer schmieden sie nicht. Dafür viele Fragen: Welche Kurse wird man im kommenden Semester überhaupt belegen können, wann gibt es endlich Konkretes zum Praktikum, muss man die Football-Saison komplett abschreiben? Wir Eltern haben keine Antworten, wir hören zu und recherchieren und denken mit.

Unsere kleine Wohnung ist jetzt ziemlich voll. Wir leben wieder mit Wäschebergen. Irgendwer trinkt immer gerade einen Kaffee. Wir lachen an einem Tag soviel wie sonst nicht in Wochen. Uno und Cafe international werden hervorgekramt. Wir wählen gemeinsam das abendliche Fernsehprogramm.

Der älteste Sohn fern in Erlangen ist ein bisschen besorgt, wir könnten zu unvernünftig sein und den Virus nicht ernst genug nehmen. Er schickt Links mit Artikeln. Wir chatten. Wenn die Menschen nur das täten was jetzt vernünftig ist, müsste man wahrscheinlich gar nichts verbieten, schreibt er später in die Gruppe.

Der Virus ist ein Teil unseres Lebens. Es gab auch schon andere Phasen und Ereignisse, die uns zu schaffen gemacht haben. Jede und jeder von uns war schon mal verunsichert und voller Sorgen. Bei so vielen engen Familienmitgliedern und Familienbeziehungen bleiben schwere Erfahrungen nicht aus. Aber wir haben gelernt, Dinge hinzunehmen die man nicht ändern kann.

Wir sind immer noch Wir.